

I Ankommen

Landung

1 Die Maschine beschreibt eine langgezogene, elegante Kurve und gleitet erhaben über die Stadt, dem nahen Flugplatz entgegen. Über mir der strahlend blaue Himmel: Wie eine bunte Postkarte präsentiert sich Lissabon, gekrönt vom Tejo, geadelt von der Erhabenheit der sakralen Bauten und der Farbenvielfalt der Hausfassaden, durchschnitten von Verkehrsadern, belebt durch das eng Zusammengepflichtete der alten Viertel und die Kühnheit der Moderne.

Es liegt, da ich sie nun erneut lese, für mich etwas Melancholie in diesen Zeilen: Nach einiger Zeit der Abwesenheit und, zugegeben, auch jener Tage und Wochen, in denen ich mich nie wieder damit befassen wollte in der Hoffnung, das Heimweh auf diese Art und Weise bändigen zu können, habe ich die Notizen erstmals wieder zur Hand genommen. Schon beinahe ein Hauch leiser Trauer befällt mich. Es mag das Heimweh sein, das sich nicht verdrängen lässt, oder aber die Sehnsucht weniger nach diesem Anflug auf die Stadt an sich, als vielmehr nach dem, was er verspricht, genauer: was ich mir erwarte, erträume, ersehne, während ich noch knapp über den Häusern schwebe.

Mag sein, dass alles sich in mir übersteigert, dass ich sowohl der Vergangenheit in diesen Strassen zu viel Bedeutung zumesse als auch dem, was sie mir an Überraschungen noch zu bieten hätten, könnte ich bloss mehr Zeit verwenden für das Durchschreiten der Gassen und Strassen, das Überqueren der Plätze und das Verweilen in den grösseren und kleineren Parks, an den Aussichtspunkten, in Kneipen und Bars und wo auch immer.

Eben haben wir, vom Meer einschwenkend, den verlassenen Strand überflogen, hat der von der strahlenden Vormittagssonne grell erleuchtete Torre de Belem und haben die in Stein gehauenen Seefahrer, trutzig in die Unendlichkeit einer noch zu entdeckenden Welt blickend, uns gegrüsst – wieder zu Hause!

Dies zu behaupten, also ein Heimkommen für mich zu reklamieren, sei vermessen, mag man sogleich Protest einlegend aufschreiben: Man könne nicht zu Hause sein, wo man nicht wirklich daheim sei, höre ich. Ich habe, da mir diesbezügliche Skepsis stets von Neuem entgegen schwappt, schon unzählige Male versucht, diese Dimension meinen Mitmenschen erklärend zu erschliessen: dieses unbestimmte Gefühl, diese an sich schon eher kuriose Tatsache, wenig-

stens für viele, wie ich merke, dass ich mich hier nicht einfach wohl, sondern so unerhört heimisch fühle, ohne eine Menschenseele zu kennen und ohne Aussicht, jemals wirklich «dazuzugehören».

Wobei letzteres durchaus einer vertieften Betrachtung bedürfte, wie so vieles, das wir lesen, es flugs überfliegen, ohne uns weitere Gedanken zu machen, hinnehmen, was scheinbar gegeben ist, ohne zu hinterfragen, ohne den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen: Wir nehmen die Worte wahr und fragen nicht länger, was sie bedeuten. Wir lesen also «dazugehören» und sogleich ergibt sich eine Beziehung nicht zu einem wirklichen Wissen, sondern zu einer blossen Ahnung: Aha, ja, klar, genau, wir haben verstanden. Wir akzeptieren unkritisch und lesen weiter – doch: Wozu gehört man denn exakt, wenn man «dazu gehört»? Handelt es sich nicht nur um eine, mitunter dünelhafte, Festlegung gewisser Kriterien, die man angeblich zu erfüllen hat, um das Prädikat zu erlangen, Teil des inneren Zirkels zu sein, wie auch immer der definiert ist, und diese Regeln werden aufgestellt von jenen, die zu bestimmen vermögen (oder zumindest den Anspruch erheben, genau dazu berechtigt zu sein)? In der Gegend beispielsweise, in der ich bereits seit einigen Jahrzehnten den Grossteil meines Lebens verbringe, scheint mir mitunter noch heute, es gehöre nur richtig dazu, wer seine Ortsansässigkeit über mehrere Generationen nachweisen kann. Und in der Stadt? Wie viel Wind wird doch darum gemacht, dass man im richtigen Viertel wohnt, die richtigen Leute kennt, in den richtigen Lokalen verkehrt!

Mir aber scheint weniger die Erfüllung solcher eher lächerlicher, da oberflächlicher Vorgaben entscheidend, als vielmehr: dass man ein Gespür für diesen speziellen Mikrokosmos entwickelt, in dem man sich niederlässt, dass man sich ernsthaft bemüht, nicht: sich anbiedert (ein schmaler Grat, gewiss!), um heimisch zu werden, oder zumindest dies nie aus den Augen verliert: Ich bin es, der in diese andere, eine ebenso fest gefügte Welt wie meine vorherige eintritt und ergo hat nicht diese neue Umgebung sich mir, dem Eindringling anzupassen.

Als ich mich der Stadt zum ersten Mal annäherte, da wusste ich nicht, was mich erwartete. Ich war aus einer puren Laune heraus hierher gereist, das gebe ich unumwunden zu. Nun aber verknüpfen sich bereits vor der Landung Erlebnisse mit Vorfreuden, erweckt das Gestern Hoffnungen für das Heute und auf das Morgen und hüpfert vor Aufregung und in Erwartung das Herz wie ein Jungspund bei gymnastischen Übungen. Und es erwachen, derweil ich kurz die Augen schliesse, während das Kabinenpersonal mechanisch die Vorlandanweisungen herunter leiert, die beim letzten Aufenthalt gespeichert

Bilder zu neuem Leben. Die dezenten Düfte der Umgebung kitzeln erneut die Nase, so entfernt ich zumindest in der Vertikalen in diesem Augenblick auch noch bin: Die Luft riecht anders, nämlich so, wie ich sie in meiner Erinnerung gespeichert habe. Wobei sich selbstredend sogleich die Frage der romantischen Verklärung stellt. Man mag mich also geisseln deswegen, aber genau dies sind meine Empfindungen während dieser Endphase des Anflugs: nicht explizit jene Düfte nach Fisch und Fleisch, roh und gebraten, sie auch, aber nicht als einzelne, fein säuberlich aufgereichte Wahrnehmungen, und auch nicht manch anderen, separierten, artig mit einem Etikett versehenen Sonderduft, den Schwärmerde als so einzigartig rühmen würden, nein, es sind nicht diese fein säuberlich katalogisierten Wahrnehmungen einer mehr oder minder empfindsamen Nase: Für mich riecht die Stadt insgesamt ganz speziell. Worte sind, man erkennt dies am vorliegenden Beispiel nur überdeutlich, allerdings stets nur eine Krücke, die einmal eine bessere, ein andermal eine miserable Gehhilfe abgeben.

«Muffig riecht es», hat Alexandra leicht abschätzig bemerkt. «Und Muffigkeit ist das Vorzimmer der Verwesung.» Sie liebt es, meiner Romantik entschieden entgegenzutreten, und sie hat objektiv betrachtet durchaus recht: Ja, dieses Muffige, das nachgerade Modrige, das vielen der dunklen Hauseingänge entströmt, ist ohne Zweifel ebenso vorhanden, wie es sich allerdings auch andernorts aus alten, schlecht unterhaltenen und durchlüfteten Liegenschaften auf die Strassen ergiesst. Diesen Geruch festzustellen offenbart somit weder eine spezielle Kunst, noch ist er exklusiv dieser Stadt zuzuordnen.

Doch ich addiere somit diese Note gleichwohl hinzu, bleibe aber dabei: Lissabon in der Summe aller Düfte rieche ich gerne und empfinde diese Mischung als beglückende Besonderheit. Dies alles mag reichlich verworren erscheinen, da nicht Fakten den Kern bilden, sondern ein Gefühl. Ich vermag es nicht zu ändern: Selten entspringt eine plötzlich auftretende, heftige Liebe rein rational fassbaren Überlegungen.

Selbst wenn ich mich nicht wie derzeit gerade in konkreter Annäherung befinde, ich irgendwo auf diesem Planeten in einem Bett liege oder zu Hause durch eine Strasse gehe, kehre ich unvermittelt zurück an die Ufer des Tejo, schliesse ich auch bloss für einen kurzen Augenblick die Augen. Ich gleite mit Leichtigkeit hinüber in diese andere Welt – von süsser Sehnsucht geprägt und von unbändigem Verlangen beseelt: Bilder und wie erwähnt die Nase, aber auch die Ohren beziehungsweise die Geräusche, die Musik im besonderen, die sie aufgenommen haben, alles trägt dazu bei, in meinen süssen Tag-

träumen die Illusion einer effektiven Präsenz in der Stadt stets wieder von Neuem vor meinem inneren Auge entstehen zu lassen.

2 «Was wird sie sagen?» überlege ich mir und bin mir noch nicht einmal schlüssig, ob es dazu überhaupt kommen wird: dass wir uns erneut gegenüber stünden. Wie oft in solchen Situationen klinke ich mich aus, verschliesse diese drängendste Frage im Tresor, den ich mir zutiefst in meinem Inneren aufgebaut habe, nämlich, ob ich diese entscheidenden Schritte überhaupt unternähme, und lasse mich treiben, schicke die Gedanken auf Wanderschaft, lasse sie eintauchen in die Unendlichkeit der Zeiten und Welten.

Die Traummaschine projiziert Bilder höchster Intensität und durchdringender Farbigkeit auf die Leinwand meines Lebens. Gefühlswelten schwappen bunt und eindringlich von Rand zu Rand, das Herz läuft über, die Hoffnung schäumt auf in fiebriger Erwartung; Mich selber beobachtend, liege ich im schummrigen Grau, inmitten dieses Blitzlichtgewitters aus Rot, Blau, Gelb und Grün, und ich sehe mich lächelnd, staunend, ja freudig und überwältigt, mich bald von der einen auf die andere Seite drehend, dann gebannt die bunten Erscheinungen, erstarrt auf dem Rücken liegend, in mich aufsaugend, gleich dem ausgetrockneten Schwamm, den endlich sprudelndes Wasser benetzt. Die Herkunft der farbenreichen Vielfalt bleibt unerklärbar, die Verzückung, die sie hervorruft, überdauert den Schlaf bis tief in den Morgen hinein.